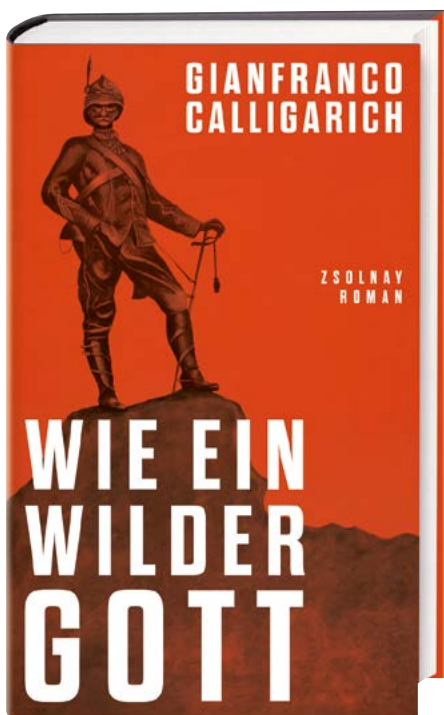


Leseprobe aus:
Gianfranco Calligarich
Wie ein wilder Gott



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Gianfranco Calligarich

WIE EIN WILDER GOTT

Roman

Aus dem Italienischen
von Karin Krieger

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel *Una vita all'estremo* im Verlag Bompiani, Florenz und Mailand.

Mit freundlicher Unterstützung des italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und internationale Kooperation. Con il sostegno del Ministero degli Affari esteri e della Cooperazione internazionale.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-552-07510-8

© 2021 Giunti Editore S.p.A./Bompiani, Firenze-Milano

www.giunti.it/www.bompiani.it

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: © privat

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Werbeplakat »Onoranze a Vittorio Bottego. monumento a Vittorio Bottego di Ettore Ximenes e sagoma del continente africano; MANIFESTO PUBBLICITARIO, 1960« von Silvio Campioni / Sammlung Nando Salce

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

FÜR SILVIA.

DORT AN IHREM SEE.

SO FERN UND SO NAH.

Bottego erforschte nicht nur afrikanische Flüsse, sondern auch seine eigenen Grenzen.

AROLDO LAVAGETTO, »DAS HELDENHAFTLEBEN DES HAUPTMANNES BOTTEGO«, 1934

Bevor er kam, war das unermessliche Gebiet des nordöstlichen Afrikas nur ein großer weißer Fleck auf der Landkarte.

CARLO CITERNI UND LAMBERTO VANNUPELLI, »DER OMO. EXPEDITION NACH OSTAFRIKA«, 1899

Wie Rimbaud verfiel Bottego dem dunklen Herzen Afrikas. Er stand Livingstone und Stanley in nichts nach, erhielt aber im Gegensatz zu diesen weit weniger Schutz, weit weniger finanzielle und organisatorische Unterstützung und hatte nicht nur mit der afrikanischen Wildnis zu kämpfen, sondern auch mit den Tücken der jämmerlichen Kolonialpolitik Italiens nach der Einigung des Landes.

INDRO MONTANELLI, »GESCHICHTE ITALIENS«, 1959

VORBEMERKUNG

Obwohl dieses Buch von Menschen handelt, die mit Ausnahme des Erzählers wirklich gelebt haben, ist es keine Biographie, sondern ein Roman, der, wie auch meine anderen, einfach nur Zeugnis vom Leben in dieser Welt ablegen will. Mir kommt dieses Leben mit jedem Tag mehr vor wie ein überfüllter Zug auf dem Weg zu einer einzigen, unvermeidlichen Station, mit Passagieren, die sich für die besten Plätze an die Gurgel gehen, sich aber gegenseitig auch zuvorkommend Sandwiches und Getränke anbieten. Ich bin dabei der Typ abseits am Fenster, der ab und zu etwas zum Lesen herüberreicht. Und das war's auch schon.

TEIL EINS

1 ZWEI LEBEN

Es wurde Nacht, und der sternenklare afrikanische Himmel über dem Wald hatte eine Ortsbestimmung ermöglicht. Acht Grad achtundfünfzig Minuten nördlicher Breite. Was den drei weißen Entdeckungsreisenden endgültig die Gewissheit gab, dass die Expedition zur Erforschung des Omo und zur Aufnahme politischer Beziehungen mit den Stämmen im Nordwesten Äthiopiens von Erfolg gekrönt war und sie daher den zweitausend Kilometer langen Rückweg zum Indischen Ozean antreten konnten, von wo aus sie anderthalb Jahre zuvor aufgebrochen waren.

Blieb, bevor sie den Kampf mit dem endlosen Buschwald und mit den sonnenversengten Wüsten wiederaufnahmen, die sie auf ihrem Weg zum Omo durchquert hatten, nur noch die Erschießung von zwei Askaris und drei einheimischen Trägern, die versucht hatten, zu desertieren, eine erhebliche Gefahr für jede Expedition, denn dies bedeutete nicht nur eine Reduzierung der Mannschaft, sondern auch den Diebstahl von Waffen und Tieren aus der Karawane, was deren Schwächung und sogar ihr Scheitern zur Folge haben konnte. Diese Erschießung hatte noch am selben Abend nach dem Essen vor den einheimischen Trägern stattgefunden, die, in großer Zahl von Fieber und Ruhr geplagt, entsetzt zwischen den Beinen der Last-

tiere lagen. Man würde also im Morgengrauen des nächsten Tages mit fünf Männern weniger aufbrechen, deren Leichname zum Fraß für die Dschungeltiere und zur Abschreckung gegen weitere Desertionen unbeerdigt zurückbleiben sollten. Die Karawane war auf einhundertvierundzwanzig Mann, sechsundneunzig Esel, einundzwanzig Maultiere, dreißig Pferde, sechzehn Kamele und einiges Schlachtvieh geschrumpft und auf zwölf Kisten Elfenbein von den Elefantenjagden, unternommen, um die Kosten der Expedition wenigstens teilweise zu decken.

Dann, mit der einsetzenden Morgenröte, hatte sich die Karawane zu den Bergen aufgemacht, wo der Rückweg begann. Hohe, felsige Berge, die sich mit nebelverhangenen Tälern am Horizont verloren, eisige Tage unter heftigen Wolkenbrüchen und kranke, erschöpfte Männer, die bei Nacht aneinandergedrängt auf der Erde schliefen und in ihre Umhänge bliesen, um sich zu wärmen.

Soweit die Karawane auf dem Rückweg. Die Kamele, diese zwar auf den heißen Hochebenen unschlagbaren Wanderer, die im Gegensatz zu den kleinen, struppigen Eseln der Karawane aber nicht an Kälte gewöhnt waren, stürzten bei Tag in die Schluchten oder blieben, die Hufe fest in den Boden gerammt, am Rand der Steilwände stehen.

Am Morgen des sechsten Tages waren beim Abstieg aus den Bergen, in denen die Karawane ihr Nachtlager aufgeschlagen hatte, zahlreiche Tiere von Felsblock zu Felsblock abwärts getrudelt, wobei die Kisten mit dem Elfenbein verstreut wurden, so dass die Männer den Abhang wieder hinaufmussten, um sie einzusammeln. Und während dieses mühsamen Einsammelns hatte es den ersten Überfall von Banditen gegeben. Schwarze

Krieger stürmten mit hohen Schreien zum Angriff aus dem Felsengebirge, bis die Gewehre mit den Speeren und Pfeilen fertiggeworden waren und die Karawane weiterziehen konnte, die Stille der toten Banditen und die Schreie der Verwundeten in den Felsklüften hinter sich lassend.

Die Dinge wurden auch nach dem Verlassen der Berge nicht besser, als die nun in der Ebene lagernde Karawane von den Führern vor einer großen Bande Schoas ganz in der Nähe gewarnt wurde, so dass sie ihre Zelte abbrechen und das Gebiet schleunigst verlassen musste, um sowohl einer Attacke zu entgehen als auch zu verhindern, dass noch mehr Männer desertieren und zu den Angreifern überlaufen konnten.

In den folgenden Tagen gab es auf dem Weg durch den undurchdringlichen Buschwald und die wenigen baumlosen Ebenen weitere Überfälle auf die Karawane. Tage voller Gefechtslärm und in Brand gesteckte Dörfer der Ureinwohner, denn es galt nur ein Gesetz, wenn man den Indischen Ozean erreichen wollte. Zerstören oder zerstört werden.

Es war also eine Karawane verwundeter und von Krankheiten geschwächter Männer, die es einen Monat nach ihrem Aufbruch schließlich auf den Daga Roba verschlagen hatte. Den Berg, auf dem die drei weißen Forschungsreisenden in der Nähe des großen Schoa-Dorfes Dschinami anhand der Sterne, die durch die Laubkronen riesiger Bäume funkelten, den Standort der Expedition hatten bestimmen können. Sechs Grad, dreiundvierzig Minuten nördlicher Breite bestätigten, dass sie auf dem Weg zum Meer waren und beruhigten zumindest in dieser Hinsicht die Gemüter.

Doch da waren noch die Sorgen wegen der Schoas, die bei der Ankunft der Karawane auf dem Berg aus ihren Hütten

gekommen waren, ihn mit Lanze, Pfeil und Bogen bewaffnet umstellt hatten und auf die Entscheidung ihres Dedjas Djote warteten, ob der Befehl des Negus Menelik befolgt werden sollte, der, auf Kriegsfuß mit der italienischen Regierung, angeordnet hatte, dass alle Weißen auf seinem Territorium ihre Gewehre abzugeben hätten.

Ein Befehl, über den die drei Forscher, seit Monaten im Buschwald unterwegs und abgeschnitten vom Rest der Welt, nicht im Bilde waren und der, falls sie ihm Folge leisteten, bedeutet hätte, dass sie ihre Reise durch den endlosen Buschwald und durch die Wüstengebiete, die sie noch vom Meer trennten, unbewaffnet hätten fortsetzen müssen. Und so blieb den drei weißen Forschern nur eine Entscheidung.

Entweder die Gewehre abzugeben oder zu kämpfen.

Dabei hatte am Morgen doch alles so gut angefangen. Denn als die Karawane eine der seltenen Lichtungen im unermesslichen Dickicht des Waldes erreicht hatte, waren zwei Brüder des Dedjas aufgetaucht und hatten, nachdem man ihnen die friedlichen Absichten der Expedition dargelegt hatte – nämlich Rast zu machen und danach den Weg zum Ozean fortzusetzen –, ihre Freundschaft bekundet und die Karawane bis auf den Berg vor dem Dorf geleitet. Erst danach hatten die beiden Brüder des Dedjas die drei weißen Forscher über Meneliks Befehl in Kenntnis gesetzt.

Dieser Befehl hatte Bottego, den Führer der Expedition, veranlasst, sich einen Weg durch die Schoas rings um den Berg zu bahnen, während seine erschöpften Männer die Tiere versorgten, und dem Dedjas im Dorf mit einem Gewehr und einigen Schachteln Patronen als Geschenk einen Besuch abzustatten. Dieses Geschenk hatte der Dedjas, ein zu dicker und zu trief-

äugiger Schwarzer, um ein Schoa zu sein, in der größten Hütte des Dorfes auf der Erde sitzend angenommen, bevor er der Karawane im Gegenzug Kisten mit Obst und anderen Lebensmitteln zukommen ließ und erst dann Meneliks Befehl hinsichtlich der Gewehre bestätigte.

Also Höflichkeiten, Geschenke und Freundschaftsbekundungen von Seiten des Dedjas, aber auch Fragen nach der Anzahl der Elfenbeinkisten der Karawane. Und alles, was Bottego mit seinen Hinhaltemanövern vor einer Waffenübergabe hatte erreichen können, war die wenig glaubhafte Entsendung eines Briefes an Menelik, dessen Antwort abzuwarten sei.

Daher kehrte Bottego zwar begleitet von Schoas mit Obstkörben und Proviant zurück auf den Berg zu Citerni und Vanutelli, den beiden anderen Weißen in der Expedition, war aber auch stark angespannt, weil er wusste, dass es am folgenden Tag höchstwahrscheinlich zum Gefecht kommen würde.

Dann bei Nacht, im Licht der Feuer, die die Schoas nach Anbruch der Dunkelheit rings um den Berg entzündet hatten, war ein Unterführer der Askaris in das Zelt gestürzt, in dem die drei Weißen ihr weiteres Vorgehen beredeten, und meldete ihnen, vor Aufregung kaum eines Wortes mächtig, dass vier Sudanesen und zwei Abessinier, anstatt die Wachen abzulösen, desertiert seien und zwei Kisten Munition mitgenommen hätten, nachdem sie von den Schoas erfahren hatten, dass es am nächsten Tag zum Kampf kommen würde.

Diese Meldung am folgenden Morgen bestätigte sich, da sich zu den Schoas rings um den Berg Krieger aus anderen Dörfern gesellt hatten, nicht nur mit Lanze, Pfeil und Bogen bewaffnet, sondern auch mit Gewehren. Wie viele mochten es alles in allem sein? Vielleicht tausend Krieger gegen sie drei

und die Männer der Karawane, deren Zahl durch die Kämpfe unterwegs auf achtundsiebzig geschrumpft war. Was die drei dazu veranlasste, sich auf drei Stellungen zu verteilen. Vittoria Bottego in der Mitte des Lagers, Lamberto Vannutelli links, Carlo Citerni rechts.

Am späten Morgen der Ausbruch des Gefechts. Mit Schoas, die, trotz des heftigen Gewehrfeuers aus den drei Stellungen, brüllend den Berg hochstürmten. Kriegsgeschrei und von Qualm und Kampfgetümmel außer Rand und Band geratene Tiere an diesem von der afrikanischen Sonne durchglühten Vormittag. Dann mussten sich die drei Stellungen auf die Bergspitze zurückziehen. Askaris, die mit dem Gewehr in der Hand fielen, und Bottego, der auf die Angreifer feuerte und die Munition in den Gewehrlauf schob, die Batula, die bildschöne, ungestüme Äthiopierin und seine Gefährtin auf der Expedition zum Omo, ihm zum Nachladen reichte.

Eine halbe Stunde dauerte dieser Kampf. Die Weißen und ihre Männer konnten nicht mehr weiter zurückweichen, da der Berg hinter ihnen so steil abfiel, dass sie gezwungen waren, zwischen den letzten verfügbaren Felsen Zuflucht zu suchen. Da kroch ein Schoa von hinten an Bottego heran, sprang auf, feuerte mit dem Gewehr auf ihn und streckte ihn auf dem steinigen Boden nieder, ihn, den Batula vergeblich schützen wollte, indem sie sich auf ihn warf und dabei ebenfalls getötet wurde.

So fand, Citerni und Vannutelli zufolge, die von den Schoas gefangen genommen und erst Monate später von Menelik freigelassen wurden, Hauptmann Vittorio Bottego sein Ende. Mit siebenunddreißig Jahren, deren letzte fünf er als Entdeckungsreisender in Afrika verbracht hatte. Sein toter Körper wurde,

ganz nach dem Willen Meneliks, entkleidet, zerstückelt und den Tieren im Wald zum Fraß vorgeworfen, damit niemand ihn mehr finden konnte.

Für immer verschlungen von seinem geliebten Afrika.

Bottego. Tja, Bottego. Schwierig, nicht an ihn zu denken und an unsere beiden Leben, die fünf Jahre lang entgegengesetzt und parallel verliefen. Von 1892 bis 1897, wie ich mit meinem Zahlenfimmel präzisieren kann, jetzt, da ich mein Amt als Präsident der Geographischen Gesellschaft aus Altersgründen niedergelegt habe und meine Tage eines gut siebzigjährigen Müßiggängers damit verbringe, aus dem Fenster meines Arbeitszimmers in den Garten der kleinen römischen Villa zu schauen, die mir vom Ministerium großzügigerweise überlassen worden ist, und mich zu fragen, was mein Leben eigentlich ausgemacht hat.

Wie man es auch dreht und wendet, es läuft für jede sesshafte Existenz, die zu irgendeiner Form von Macht gelangt ist, immer auf eines hinaus. Jahrelang hat man eine Reihe von Kämpfen bestritten, mit dem Hintern fest im Sessel wie in einer Art Schützengraben, der für mehr oder weniger erkennbare Feinde möglichst wenig angreifbar sein sollte, und auf den Waffenstillstand der Pension gewartet.

Weiter nichts. Mein persönlicher Waffenstillstand – jede Flagge ist schon eingeholt und um den Mast gewickelt – erfolgte nach dem objektiv bedeutenderen des sogenannten Großen Krieges. Der von 1914 bis 1918 weltweit mehr als sechzehn Millionen Tote und zwanzig Millionen Verletzte und Verstümmelte gefordert hat, um dann von einer großen und wohl radikal demokratischen Pandemie abgelöst zu werden, war ihr erstes

Opfer doch der König von Spanien, weshalb man sie die Spanische Grippe nannte.

Eine Pandemie, die um die ganze Welt ging und deren Bevölkerung um ein Drittel reduziert hat. Dringt vielleicht deshalb noch heute, mehr als ein Jahrzehnt später, im Jahr 1933 dieses zwanzigsten Jahrhunderts, das Schritt für Schritt jede Vergangenheit unaufhaltsam auslöscht, von jenseits der Gartenmauer eine Stille herüber, die ich nie zuvor gespürt habe?

Warum nicht, gut möglich. Sollte das Alter am Ende stets eine Mauer sein, hinter der es nichts als Stille gibt, könnte es in meinem Fall die Stille sein, die alle untergegangenen Welten hinterlassen. Und die, wie jede Stille, dem leeren Werk der Erinnerung dient. Wollen wir also über Bottego sprechen, müssen wir in die untergegangene Welt zurückkehren, in der er lebte, damals, als wir beide die dreißig erreicht hatten, diesen entscheidenden Wendepunkt im Leben, ich als Sekretär des Marchese Doria, des denkwürdigen Präsidenten der Geographischen Gesellschaft, und er als Forschungsreisender in Afrika.

Mein Amt als Sekretär in der Geographischen Gesellschaft hatte durch meine starke Abneigung gegen alles Reisen zwar etwas Paradoxes, kam aber meiner außergewöhnlichen Fähigkeit entgegen, nur mit Landkarten und dem großen hölzernen Globus neben meinem Schreibtisch die Reisen anderer zu organisieren.